

REIMAR JOHANNES BAUR

Eigentlich wollte er Geigenbauer werden. Allein in einer Hinterhofwerkstatt sägen, hobeln, schnitzen, kleben und das Holz zum Klingen bringen.

Aber er wurde Schauspieler. Einer von der Sorte, die sich verwandelt, einer, der nicht sich darstellt, sondern die Rolle.

Nach Anfängerjahren in Greiz, Cottbus und Karl-Marx-Stadt kam Reimar Johannes Baur 1961 ans Deutsche Theater Berlin. Dort blieb er 40 Jahre.

Dem breiten Publikum von heute ist er unbekannt. Es gibt Filme und Fernsehaufzeichnungen mit ihm, aber nicht viele. Die meisten Angebote hat er abgelehnt. Weil er ungern in fremder Umgebung arbeitete. Er war ein scheuer Mensch. Zu Gesprächen mit Zuschauern musste man ihn nötigen. In der Theaterkantine hat man ihn nie gesehen, nicht mal nach eigenen Premieren. Heldenrollen interessierten ihn nicht, aber die Verlierer und Versager, die Clowns, Spinner und Tagträumer, die Scheiternden, ihre Tragikomödien wollte er spielen. Und den Hamlet. Das hat er Wolfgang Heinz wissen lassen. Es war das einzige Mal, dass er sich eine Rolle erbeten hat. Er bekam sie nicht.

Das Komische erkennt man aus der Distanz. Das kann auch die Distanz zu sich selbst sein. Nach einer Vorstellung von Hacks' "Adam und Eva", in der Baur einen seiner berühmten Lachanfalle erlitten hatte, fragte ich ihn nach dem Auslöser.

„Ach“, sagte er, „ich stehe auf der Bühne als Erzengel Gabriel, auf meinen Rücken hat man goldene Flügel geschnallt, vor mir liegt der Esche in einer Schlangenhaut, der Esche ist 45 Jahre alt, ich bin 50, ich habe mich gefragt, was machen wir hier eigentlich?“

Wie spricht meine Figur? Mit welcher Stimme, in welchem Rhythmus, welchen Melodien? Damit hat er meist angefangen.

Den frömmelnden Aufschneider Shanaar in O'Caseys „Kikeriki“, der fortwährend himmelschreiende Dummheiten verkündet, sprach er wie Bernhard Minetti. Minetti saß in der Premiere. Weil dieses Stück demnächst auch an seinem Schiller-Theater inszeniert werden sollte, wollte er schauen, ob es darin eine Rolle für ihn gäbe. Als man ihn nach der Vorstellung auf den Shanaar hinwies, schüttelte er den Kopf. Der Kollege habe die Rolle so wunderbar gespielt, dass die Gefahr bestehe, dass er, Minetti, ihn imitieren würde, und das wolle und könne er nicht.

Meine erste Inszenierung am Deutschen Theater war „Das Pflichtmandat“ von John Mortimer. Mit Reimar Johannes Baur. Und Jürgen Holtz.

Adolf Dresen hatte mich gewarnt: Das sei ein Boulevard-Stück, es könne sein, dass sein Freund Holtz es intellektuell in Frage stellen würde, es wäre gut, ihn intensiv zu beschäftigen, auch zwischen den Proben, am besten mit etwas, das er nicht könne. Ich erfand ein Vorspiel, für das Holtz Ukulele spielen lernen musste. Baur spielte Bandoneon. Sie sangen Limericks und redeten verqueres Zeug.

Der Plan war, bei noch geöffneten Einlasstüren zu beginnen. Wenn ein verspäteter Besucher hereinkäme, sollten die Schauspieler ihr Spiel unterbrechen und ihn bei der Suche nach seinem Platz mit kummervollem Blick verfolgen. Danach sollte Baur diesem Besucher eine kurze Zusammenfassung des bis dahin Gesagten und Musizierten geben. So war es verabredet. Aber nie probiert. Schon bei der Premiere trat der Fall ein.

Baur improvisierte grandios und geriet darüber in einen sehr schwer zu stoppenden Lachanfall.

Ich, der 27-jährige Regieanfänger, war verzweifelt, das Publikum begeistert, ich lernte: Nichts am Theater ist so animierend wie die Panne.

„Es bringt mir nichts, wenn ich einem Regisseur nachweise, dass er schwach ist. Ich versuche herauszukriegen, worin er stark ist, und möchte von diesen Stärken profitieren.“ Das hat mich ermuntert.

Dieter Franke, der große, früh verstorbene Komödiant, kannte Baur schon aus Greiz und Karl-Marx-Stadt. Er hielt ihn für einen wunderbaren Schauspieler, der allerdings das Publikum nie provozieren würde.

Das ist richtig. Aber intelligentes Gefallen-Wollen ist kein Laster, sondern eine Tugend: Sie macht höflich und aufmerksam.

Außer als Geigenbauer oder Schauspieler hätte Baur noch in mindestens drei weiteren Berufen reüssieren können.

Zum Beispiel als Hundedompteur. Seinem Dalmatiner hat er beigebracht, schmackhaftes Leckerli, das auf seinen Vorderpfoten deponiert war, lange unangetastet zu lassen, dann um Fresserlaubnis zu bitten, indem er, also der Hund, „Hunger“ sagte, und schließlich, nachdem ihm die Erlaubnis erteilt wurde, die Leckerlis in die Luft zu werfen und mit dem Maul aufzufangen.

Oder Bauchredner. Baur hatte auf einem Dachboden eine Anleitung zum Bauchreden gefunden und einige Monate später konnte er es.

Vor allem aber Musiker. Er hatte ein wunderbares Gehör und spielte viele Instrumente, obwohl er nie auf einem Unterricht erhalten hatte. Besonders virtuos war er als Streicher auf dem Sägeblatt.

Trauerfeier für Benno Besson.

Gegen Ende erschien Reimar Johannes Baur mit Fiedelbogen, Sägeblatt und einem Hocker.

Er war damals schon fast blind, aber die Wege auf der DT-Bühne waren ihm vertraut. Am linken Bühnenportal nahm er Platz.

„In einem kühlen Grunde, da steht ein Mühlenrad“.

Ein Lied von Liebe, Untreue und Tod.

Zart strich er das Sägeblatt, leise und schön sang er.

„Hör ich das Mühlrad gehen:

Ich weiß nicht, was ich will –

Ich möcht am liebsten sterben

Da wär's auf einmal still.“

Ich glaube, es war sein letzter Auftritt.